

didaktisches
FORUM

Vorüberlegungen. Projekte können, so die übereinstimmende Meinung der meisten Didaktiker und vieler Schulpraktiker, den Königsweg universitärer Lehre darstellen.¹ Das gilt allerdings nur, wenn – und auch das wird übereinstimmend betont – die allgemeinen Rahmenbedingungen weitgehend geklärt sind und diese den notwendigen Grundvoraussetzungen des komplizierten Lern- und Lehrverfahrens entsprechen. So ist universitäre Projektarbeit im gegenwärtigen Universitätssystem nur eine (schöne, aber seltene) Ausnahme. Sie kann angesichts der Struktur des gegenwärtigen Systems weder die Regel in der akademischen Lehre noch im Schulunterricht darstellen. Voraussetzung für gelungene Projektarbeit ist zudem, dass das gewählte Thema geeignet und die Lerngruppe an dem gewählten Thema interessiert ist. In einem Projekt muss die Motivation in erster Linie durch die Sache selbst, also intrinsisch, erfolgen.

Nicht zuletzt sollte sich jedes Projekt mit einer gesellschaftlich relevanten Frage befassen, das Projektprodukt dementsprechend auch von einem gewissen praktischen Wert sein. Insofern ist es am sinnvollsten, wenn es in einen größeren Zusammenhang (kommunale Aufgaben, Museumskonzeptionen, pädagogische Experimente) als ein wichtiger Baustein integriert werden kann, innerhalb dessen die Projektarbeit und deren Realisierung dann unabdingbar notwendig sind. Durch diese „Notwendigkeit“ wird die Intensität und Ernsthaftigkeit der Projektarbeit deutlich gefördert. Die Motivation bleibt dann auch über „Durststrecken“ hinweg gewährleistet.²

Zur Ausgangssituation und zur Projektgruppe. Bei dem hier vorgestellten Projekt handelte es sich um eine Gemeinschaftsarbeit der Universitäten Flensburg und Kiel in Kooperation mit der Marineschule Mürwik.³ Damit lag eine, nicht nur auf den ersten Blick, äußerst komplizierte Ausgangssituation vor. Zwei verschiedene Lerngruppen (mit jeweils differierenden Studienzielen) aus zwei verschiedenen Universitäten sollten konstruktiv zusammen arbeiten. Allein schon wegen der geografischen Entfernung waren daher erhebliche logistische Schwierigkeiten zu bewältigen. Zugleich musste eine gewisse „innere Rivalität“ zwischen den beiden Universitäten (hier Kiel, dort Flensburg) überwunden werden. Dies gelang bis zum Ende des Projektes nie vollständig. Hinzu kam, dass diese heterogenen Gruppen an einem Beitrag für eine dritte Institution (Marineschule Mürwik) arbeiteten, deren innere Struktur den meisten Teilnehmern unbekannt war und der der Universität weitgehend nicht entsprach.

Von Vorteil war – so zumindest die Überlegung der Dozenten –, dass durch diese etwas diffusen Rahmenbedingungen soziales Lernen im besonderen Maße ermöglicht wurde. Dies sollte durch den Versuch gefördert werden, die Arbeitsgruppen innerhalb des Gesamtprojektes über die Universitätsgrenzen hinweg zu mischen. Das gelang jedoch nur ansatzweise.⁴ Die „Heimeligkeit“ der vertrauten

Karl Heinrich Pohl: „Die deutsche Marine im Museum“

Ein alternatives Ausstellungskonzept für das „Wehr-geschichtliche Ausbildungszentrum“ der Marineschule Flensburg-Mürwik

Projektbericht

¹ Vgl. dazu Bodo von Borries, Historische Projektarbeit – „Größenwahn“ oder Königsweg?, in: Lothar Dittmer/Detlef Siegfried (Hrsg.), Spurensucher. Ein Praxisbuch für historische Projektarbeit, Weinheim/Basel, 2. Auflage 2005, S. 243-254; Dagmar Hänsel (Hrsg.), Projektunterricht. Ein praxisorientiertes Handbuch, Weinheim/Basel, 2. Auflage 1999; Thomas Hill/Karl Heinrich Pohl (Hrsg.), Projekte in Schule und Hochschule. Das Beispiel Geschichte, Bielefeld 2002 und zuletzt Karl Heinrich Pohl, Das Projekt in der universitären Geschichtswissenschaft: Überlegungen zum Stand der Diskussion und zu zukünftigen Chancen, in: GWU 4 (2006) S. 228-236.

² Vgl. dazu Christine Wolff/Karl Heinrich Pohl, Das Dorfmuseum in Sehestedt, in diesem Band.

³ Didaktische Hauptseminare an den Universitäten Flensburg und Kiel im Wintersemester 2004/05 mit dem Titel: „Die deutsche Marine im Museum“. Veranstalter: Danker (Flensburg), Pohl (Kiel).

⁴ Der nachfolgend abgedruckte Ausstellungsbericht ist ein gelungenes Beispiel dafür.

sozialen Gruppe der eigenen Universität erwies sich als nur sehr schwer zu überwindendes Bollwerk. Als alle Teilnehmer integrierendes Element stellte sich jedoch die Tatsache heraus, dass alle ein ihnen fremdes Terrain – eine Hochschule der Bundeswehr – erkunden und dabei mit einem völlig neuen Adressatenkreis kommunizieren und kooperieren mussten. Diese gemeinsame Aufgabe verband und stabilisierte das Gruppengefühl. Es stellte ein deutliches Gegengewicht gegenüber den zentrifugalen Kräften dar, die aus der Konkurrenz der verschiedenen Universitäten entstanden waren.

Eine besondere Herausforderung stellte das „militärische Umfeld“ dar, in das das Projekt mehrere Tage integriert war. Entscheidungen fallen dort auf eine signifikant andere Weise als bei einem Projekt in der Universität. Dort verlaufen sie – zumindest idealtypisch – demokratisch fundiert; Beschlüsse erwachsen aus kontroversen Diskussionen, das stärkere und bessere Argument setzt sich schließlich durch. In militärisch hierarchisierten Strukturen an einer Offiziersschule wird in der Regel nicht sehr viel diskutiert, sondern eher von „oben“ nach „unten“ befohlen oder delegiert. Dass eine Sache letztendlich nicht durch eine Anordnung eines Ranghöheren, sondern durch eine Diskussion geklärt werden musste, ist bis zum Ende des Projektes nicht von allen uns betreuenden Mitarbeitern der Marineschule als wirklich sinnvoll akzeptiert worden. Insofern stießen fremde Welten aufeinander. Allerdings wurde der Zielsetzung einer jeden Projektarbeit, nämlich den Kontakt mit „draußen“ und „dem Fremden“ zu suchen, sehr intensiv nachgekommen.

Auch eine Reihe anderer Faktoren förderte die Projektarbeit. Das hing zum einen mit den teilnehmenden Studierenden zusammen. Unter ihnen gab es viele, die über spezielle Fachkenntnisse verfügten und diese einbringen konnten. Dazu zählten didaktische, museumspädagogische und militärhistorische Erfahrungen, aber auch Vertrautheit mit dem marinegeschichtlichen Sektor. Kenntnisse über die Seefahrt und die inneren Marinestrukturen waren ebenso nützlich wie Erfahrungen mit Bundeswehr und Offiziersschulen. Dies war besonders deswegen wichtig, weil die Ausstellung im „Wehrgeschichtlichen Ausbildungszentrum“ in erster Linie für die dort lernenden jungen Offiziere und Offiziersanwärter konzipiert werden sollte. Ein fachkundiger und erfahrungsgesättigter Einblick in deren Mentalitäten war daher von hoher Bedeutung.

Für die Diskussionskultur erwies sich als nützlich, dass – zum anderen – die beiden Dozenten für das gewählte Thema nur über eine beschränkte Sachkompetenz verfügten. Das ließ aus einer „theoretischen Gleichheit“ aller Projektteilnehmer zeitweilig tatsächlich auch eine „praktische Gleichheit“ werden. Trotz allem ließ sich eine Dominanz der Lehrenden nicht immer verhindern. Das betraf besonders die Teile der Arbeit, bei denen es um eine grundsätzliche Auseinandersetzung mit Fragen der Museumsdidaktik und der Museumspädagogik sowie der allgemeinen Einordnung der Militärgeschichte in die deutsche Geschichte insgesamt ging. Da jedoch eine sehr offene Form des „Teamteachings“ betrieben wurde, konnte die-

se Dominanz immer wieder begrenzt werden. Es zeigte sich dabei erneut, dass Projektarbeit mit mehr als einem Lehrenden der demokratischen Kultur der Auseinandersetzung besonders gut tut.

Durch die nach eigenem Wunsch vorgenommene Aufteilung in verschiedene, miteinander aber kommunizierende Arbeitsgruppen war auch die Selbständigkeit der Arbeit, innerhalb gemeinsam gestalteter Rahmenbedingungen, gegeben. Die Chance, dabei Sozial- aber auch „Ich-Kompetenz“ zu erwerben, ergab sich daher nahezu von selbst. Dass durch gezielte Projektarbeit auch – wie erwünscht – die speziellen historischen Kompetenzen von der Archivrecherche bis zur Formulierung eigenständiger Forschungsergebnisse in Auseinandersetzung mit der Forschung abgefordert wurden, blieb daher bei diesem Projekt nicht nur Theorie, sondern bewährte sich auch in der Praxis.

Von besonderer Bedeutung und für ganzheitliche Projektarbeit besonders förderlich war zudem, dass das Projekt eine doppelte Zielsetzung besaß. Zum einen ging es um fachwissenschaftliche Forschung und entsprechende Recherchen, zum anderen um die praktische Umsetzung des Erforschten in eine realitätsnahe Ausstellungskonzeption. Theorie und Praxis waren mithin ständige Begleiter der Arbeit. Dieser „realitätsnahe“ Blick hat die Projektarbeit entscheidend gefördert und verhindert, dass sie sich zu sehr im luftleeren Raum verlor.

Die Kooperation mit der Marineschule. Eine wichtige Voraussetzung für das Gelingen von Projektarbeit ist, dass das zu erstellende Projekt eine „relative“ gesellschaftliche Notwendigkeit besitzt und zugleich, dass es vom „Auftraggeber“ „gewollt“ und „gewünscht“ wird. Ferner ist von Wichtigkeit, dass die Rahmenbedingungen vollständig geklärt und allen Teilnehmenden genau bekannt sind. Gerade dieser Aspekt hat die Arbeit an diesem Projekt in besonderem Maße mitbestimmt und zugleich bei einigen Teilnehmern für eine gewisse Irritation gesorgt. Dafür gibt es verschiedene Gründe.

Zum ersten: Der Versuch, ein solches Projekt, wie hier dargestellt, praktisch durchzuführen, entstammte nur indirekt dem Wunsche der Marineschule selbst. Er entstand vielmehr auf Betreiben eines der Dozenten, der bereits auf eine langjährige Kooperation mit den militärischen Stellen in Kiel zurückgreifen konnte. Dort war man in den letzten Jahren an Geschichte und Geschichtspunkten höchst interessiert gewesen, war an eine Kooperation mit der Christian-Albrechts-Universität und deren Studenten durch eine Reihe von erfolgreichen Projekten gewöhnt – und für eine Öffnung der Universität in die Gesellschaft hinein immer höchst aufgeschlossen.⁵ Das ist für militärische Institutionen nicht unbedingt üblich. Der Grund für diese Offenheit lag vor allem daran, dass der in Kiel kommandierende Admiral ein besonderes, für die Marine außergewöhnliches Faible für eine solche enge Kooperation besaß und speziell die Weiterbildung der Soldaten in politischen und historischen Fragen für besonders notwendig erachtete.⁶

⁵ Diese Kooperation zeigte sich in einer Reihe von Führungen von den Studierenden der Universität Kiel für Angehörige der Bundeswehr. Ausstellungen, wie etwa „Aufstand des Gewissens“, „Deutsche jüdische Soldaten“ und Wehrmachtsausstellung I und II“ wurden von den Angehörigen der Marine dienstlich besucht und von den Studierenden begleitet. Dafür waren eigene Führungskonzeptionen entwickelt worden, die von allen Seiten positiv aufgenommen wurden.

⁶ Es handelt sich hierbei um den gegenwärtigen Inspekteur der Marine, Admiral Lutz Feldt.

Er sah es daher, nach seiner Beförderung und seiner damit verbundenen Versetzung nach Bonn, mit einem gewissen Bedauern, dass die einst so erfolgreiche Kooperation nach seinem Weggang zu einem gewissen Stillstand gekommen war. Daher setzte er sich, nach einer entsprechenden Anfrage aus dem Historischen Seminar der Universität Kiel, bei den ihm nun in ganz Schleswig-Holstein unterstellten Marinestellen für eine weitere enge Kooperation ein, was praktisch einem Befehl gleich kam. Auf diese Initiative hin nahm die Marineschule über ihren Kommandeur den Kontakt zur Universität Kiel auf. Nach kurzen Gesprächen schien sich dabei sehr schnell ein gemeinsames Interessensfeld abstecken zu lassen, das geradezu ideal für eine Kooperation geeignet war und sowohl den Wünschen des Historischen Seminars als auch den Vorstellungen der Marineschule zu entsprechen schien.

Die Marineschule besitzt in ihrem Wehrgeschichtlichen Ausbildungszentrum eine „wehrgeschichtliche Sammlung“. Diese quillt aber vor Objekten geradezu über, ist konzeptionell veraltet und bedarf, aus sachlicher wie auch museumsdidaktischer Sicht, insgesamt einer kompletten Umstrukturierung.⁷ Ein Teil der Sammlung sollte, so der Wunsch der Marineschule, zudem in zusätzliche Gebäude der Marineschule umquartiert werden. Unter diesen Umständen bot es sich an, für diese erweiterte Ausstellung auch eine neue Gesamtkonzeption zu entwerfen, die neben einer fachwissenschaftlichen Schwerpunktsetzung auch neuere museumsdidaktische Gesichtspunkte berücksichtigen würde. Unter diesen Umständen bot sich die Kooperation mit der Universität in einem gemeinsamen Projekt an. Für die Universität wiederum war damit eine konkrete, aber zugleich auch lösbare Aufgabe entstanden, die geradezu passgenau auf ihre Interessen zugeschnitten war. Projekte funktionieren schließlich immer dann gut, wenn alle Beteiligten davon profitieren und ein virulentes Interesse an der erfolgreichen Beendigung auf allen Seiten besteht.

Zum zweiten: Projektarbeit beruht auf „Ernsthaftigkeit“ und „Realitätsnähe“. Die schien ebenfalls gegeben. Ausgangspunkt für die Projektteilnehmer war die Annahme, dass mit der Arbeit an einer Neukonzeption auch die Chance verbunden sein würde, diese neu erarbeitete Konzeption zumindest in großen Teilen auch realisieren zu können – wenn die Konzeption fachlich und didaktisch überzeugen würde. Abgemacht war zwischen Seminarleitung und Marineschule daher, dass die Arbeitsgruppe einen die Realitäten der Marineschule berücksichtigenden konkreten Entwurf vorlegen würde, der als Grundlage für die neue Ausstellung dienen sollte. An eine Umsetzung eins zu eins war allerdings in keiner Phase gedacht.

Es gab in der Kommunikation aber insofern Missverständnisse, als die Marineschule bereits zuvor eigenständig eine „Arbeitsgruppe WGAZ - Erweiterung“ gebildet hatte, der mehrere Marinehistoriker, aber offensichtlich keine Geschichtsdidaktiker angehörten. Ihr Ziel sollte es sein, „konzeptionelle Planungen“ für eine erweiterte Ausstellung vorzubereiten.⁸ Unklar war aber allen Projektteilnehmern,

⁷ Vgl. dazu den 28-seitigen Katalog der Ausstellung, o.O., o.J.

⁸ Brief von Flottillenadmiral Nielson an den Verfasser, 27.6.2005.

dass die Marineschule vorhatte, vor allem auf deren Vorschläge zurückzugreifen, beide Initiativen aber nicht miteinander zu verzahnen. Es hat daher auch während des laufenden Projektes weder ein Treffen mit dieser Gruppe von Militärhistorikern gegeben noch wurde in irgendeiner Weise der Kontakt angeboten. Atmosphärisch bestand das Ganze für die Beteiligten des Projektes eher als ein ungewisses Gerücht, das aber an keiner Stelle und in keiner Phase wirklich konkretisiert wurde.

Zum dritten: Projektarbeit setzt absolutes Vertrauen und klare Verhältnisse zwischen allen Beteiligten voraus, sonst kann nicht sinnvoll und gut miteinander gearbeitet werden. Wenn eine Konzeption vom „Auftraggeber“ von Anfang an – trotz großen Bedarfs und anderslautender Bekundungen – nur für den Papierkorb gedacht ist,⁹ eine alternative neue Konzeption, die obwohl sie erst 2008 vorliegen soll, favorisiert wird, muss das Vertrauensverhältnis erheblich gestört sein. Zumal dann, wenn das der Projektgruppe in dieser Schärfe nicht gesagt wurde. Insofern konnten auch die sonstige immer freundliche, großzügige und intensive Unterstützung, die herzlichen Danksagungen und die gediegene Bewirtung an diesem Problem nicht viel ändern. Beide Seiten haben aus diesem Missverständnis sicherlich viel gelernt.

Zum vierten: Arbeit mit Studierenden im Projekt durchbricht immer – auch in Universität und Schule – hierarchische Strukturen und starr geregelte Arbeitsabläufe. Sie untergräbt Autoritäten, wenn sie nicht durch Sachverstand legitimiert sind. Sie ist daher für in Hierarchien agierende Menschen nur schwer zu verstehen, wirkt zeitweise auch chaotisch, systemstörend. Genau das aber bot beiden Seiten, den Studierenden wie auch den „Militärs“, auch generelle neue Lernchancen. Dies gilt allerdings nur, wenn diese auch von allen wirklich gesucht werden. Studierende können in Projektarbeit auch in flachen Hierarchien sehr viel Kreativität entfalten und Adressaten orientiert arbeiten. Bei einer Zielsetzung, wie in diesem Projekt anvisiert, setzt eine solche Form des Arbeitens vielleicht sogar besonders viel Kreativität frei. Auch das könnte zum Nachdenken anregen, auch in der Marineschule.

Das Problem aus militärischer Perspektive bestand vor allem darin, dass sich eine solche Form „wissenschaftlichen“ Arbeitens nicht um Hierarchien kümmert, sondern dass es dabei immer darum geht, das am meisten überzeugende Konzept zu verfolgen, ganz gleich von wem dieser beste Weg gefunden worden ist.

Wissenschaft – und zumal Projektarbeit – lebt von Kritik, manchmal auch sehr herber Kritik, an die man sich erst gewöhnen muss. Diese ist aber konstitutiv für wissenschaftlichen Fortschritt. Das gilt auch für die Museumsdidaktik. Ein museumsdidaktischer Vorschlag ist also nur „schlecht“, wenn er von der Sache her „schlecht“ ist, ganz gleich von wem er stammt, von einem Korvettenkapitän oder einem Studierenden. Er ist aber nicht deswegen „schlecht“, weil er „nur“ von Studierenden und nicht von einem Admiral oder einem Korvettenkapitän kommt. Das dürfte das entschei-

⁹ Es ist nur schwer vorstellbar, dass der gegenwärtig verantwortliche Offizier für die alte Ausstellung, die – wie im Folgenden zu lesen ist – von den Studenten sehr scharf kritisiert wurde, die studentischen Planungen in seine konzeptionellen Planungen positiv einbeziehen wird.

dende Problem dieses Projektes in Bezug auf die Kooperation mit der Marineschule gewesen sein.

Zum Verlauf des Projektes. In einer ersten einleitenden Phase wurden, getrennt in beiden Universitäten, jeweils die Grundlagen für die Projektarbeit gelegt. Dabei wurden sowohl historische Inhalte der Mariengeschichte vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart behandelt wie auch allgemein geschichtsdidaktische, pädagogische und speziell museumsdidaktische Kategorien erarbeitet. Probleme von Geschichtsbild und Geschichtsbewusstsein, Identifikation und Traditionsbildung standen gleichfalls im Mittelpunkt. Besonders die letzten Kategorien wurden lebhaft diskutiert und immer wieder in Frage gestellt.

In einem gemeinsamen Wochenendseminar aller Teilnehmer in der Marineschule, etwa drei Wochen nach Beginn des Semesters, wurde das Projekt dann inhaltlich, formal und auch in Bezug auf die Gruppe und deren Eigendynamik auf einen konkreten Weg gebracht. Zum einen ging es darum, die bisherige Ausstellung vor Ort intensiv kennen zu lernen, sie genau zu dokumentieren, die neuen Räumlichkeiten in Augenschein zu nehmen, kurzum: sich ein Bild von dem gegenwärtigen Zustand der wehrgeschichtlichen Ausstellung zu verschaffen.

Zum anderen ging es noch einmal darum, vor Ort die wichtigsten fachwissenschaftlichen und fachdidaktischen Kategorien für eine neue Ausstellung zu diskutieren und auf ihre Tragfähigkeit für die konkrete Projektarbeit hin zu befragen. Dafür stellte die Marineschule großzügig sowohl Quartier wie auch die „Wehrgeschichtliche Ausstellung“ zur Untersuchung zur Verfügung. Es gab zudem keinerlei Einwände dagegen, die Ausstellung für die weitere Arbeit auf Video zu dokumentieren.

Auf der Basis dieser Überlegungen wurden in einem zweiten Schritt sowohl eine generelle Fragestellung für die neue Ausstellung entwickelt als auch deren Grundstruktur geplant. Dabei bildeten sich dann auch die entsprechenden „Neigungsgruppen“ für die jeweiligen Großthemen. Während des gesamten Wochenendseminars wurde allerdings sehr stark dozentenorientiert gearbeitet, weil gerade bei der konzeptionellen Gestaltung der Wissens- und Erfahrungsvorsprung der Dozenten zu groß war.

In einem dritten Schritt wurde schließlich ein genauer Zeitplan für das weitere Seminar erarbeitet und zudem bereits der Zeitpunkt für die Präsentation der Arbeitsergebnisse der Gruppenarbeit festgelegt. Auch diese Präsentation sollte wieder – auf Einladung der Marineschule – in Mürwik stattfinden. Das ist auch geschehen. Die Zwischenzeit wurde mit intensiver Planung und einer immer stärker werdenden Konkretisierung der einzelnen Überlegungen ausgefüllt.

Zum Projektergebnis. Der nachfolgende Beitrag stellt die von drei Teilnehmern (aus beiden Universitäten) erarbeitete theoretische Grundsatzkonzeption des Projektes dar. Die Ergebnisse der anderen Ein-

zelgruppen sind ebenfalls fertig gestellt worden, auf CD dokumentiert und auf Anfrage erhältlich. Die Gesamtdarstellung hier abzu- drucken hätte den Umfang eines Aufsatzes deutlich gesprengt. So- wohl die Grundkonzeption der neuen Ausstellung als auch die Do- kumentation der gesamten Ausstellung wurden der Marineschule wie auch dem Inspekteur der Marine zugeschickt. Der Empfang wurde jeweils nach mehreren Wochen mit Dank bestätigt.¹⁰ Dabei wurde auch darauf hingewiesen, dass man sich über das Ergebnis freue und nach Bedarf berücksichtigen werde. Von einer möglichen Realisierung der Gesamtkonzeption wurde nicht gesprochen.

Da alle Projektmitglieder glauben, dass sich das Ergebnis der Projektarbeit durchaus sehen lassen kann und keinen Vergleich mit anderen Konzeptionen zu scheuen braucht, sollen die Grundüberle- gungen – aus studentischer Feder – im Folgenden dokumentiert wer- den.

10 Schreiben der Admiräle Nielson (27.06.05) und Feldt (04.07.05) an den Verfasser.

